2. Oktober 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 223

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(26. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Oben am Kronleuchter war jetzt der Brummer, er haschte wohl nach den bunten Lichtern, die sich in den Kristallen brachen. Kurze Flüge machte er. Burr—burr. Dann war es wieder ein Augenblickchen still. Burr—burr hob es wieder an. Die Gräfin spitzte die Ohren: wo seine Reise jetzt wohl hingehen mochte? Wieder gegen die Scheiben? Die Gräfin bekam plötzlich Furcht vor dem dumpfen Aufklatschen, das jede Sekunde folgen konnte. Das arme Tier. Es war doch schließlich auch ein Lebewesen.

„Mach doch das Fenster auf, Anna, beide Flügel, bitte."

Wie leise die Anna durchs Zimmer gehen konnte. Die Riegel klangen kaum. Und nun legte sie die Haken ein — sie war doch ein ordentliches Mädel. Na, man hatte ja auch nicht umsonst an seinen Töchtern herumerzogen.

Anna setzte sich wieder, den Stuhl rückte sie sich heran; die Gräfin hörte das Schurren. Und nun glitt der Bleistift über das Papier.

Stille. Dann kam der Brummer wieder in Bewegung. Burr. Ob er den Weg ins Freie fand? Einen langen Flug machte er, man hörte, wie er sich niedersenkte und wieder aufstieg. Burr—burr—brumm. Und doch plötzlich: klatsch—klack! Die Gräfin schreckte wirklich zusammen. War der dumme Kerl gegen das falsche Fenster getorkelt, das geschlossen geblieben war. Was nützten da alle Vorsichtsmaßnahmen.

„Anna!"

„Ja, Mama."

„Bist du noch nicht fertig?"

„Gleich, Mama."

„Es scheint ja ein langer Brief zu werden."

„Ganz kurz, Mama."

„Na, dann mach' nun Schluß. Lange Briefe haben wenig Sinn. Papa hat mir auch immer ganz kurz geschrieben." Eine Weile war es still, dann fuhr die Gräfin fort. „Du kannst das andere Fenster auch noch aufmachen."

Wieder huschten leise Schritte durchs Zimmer. Wieder klangen Riegel und Haken. Wieder wurde ein Stuhl gerückt.

„Hör mal, Anna, lag da ein Brummer auf dem Fensterbrett?"

„Ja, Mama, ich hab ihn gleich hinausgeworfen."

Was für energische Maßnahmen die Jugend doch immer gleich bei der Hand hatte. Gute Maßnahmen manchmal. Nun war er im Freien und erholte sich draußen, der Brummer. Ja.

„Wie soll ich sie nur nach Wrangel fragen?" dachte die Gräfin. „Es ist so schwer anzufangen. Und nachher mache ich nur ein falsches Fenster auf."

„So, jetzt bin ich fertig, Mama."

„Dann laß den Brief auf dem Tisch liegen, Kind. Ich lese ihn nachher. Mach die Fenster wieder zu, ich möchte doch noch ein wenig schlafen."

„Es ist jetzt Teezeit, Mama."

„Schadet nichts, Anna, schadet nichts. Den Gong höre ich schon. Und wenn's nur noch fünf Minuten sind, so ein bißchen Schlaf stärkt auch schon."

Da fielen ihr die Augen zu.

*

Die Gräfin kam natürlich zu spät zum Tee.

Der alte Graf Falkenberg stand hinter seinem Stuhl und wartete auf die Schwiegertochter. Und mit ihm standen Graf Friedrich, Ruth und Anna. Am Teewagen stand unbeweglich Langermann und hatte die weißbehandschuhte Rechte am Henkel der silbernen Kanne.

Carla war ausgeritten. Gleich nach Tisch. Sie war die einzige, die sich erlauben durfte, bei einer Mahlzeit zu fehlen. Der Großvater liebte das sonst nicht, aber seinem Verzug ließ er es durchgehen.

Sie warteten alle wortlos. Sie fühlten, daß der Hausherr ungeduldig war, sahen, wie seine Hand den weißen Vollbart hastig strich. Das machte sie stumm.

Endlich kam die Gräfin. Schon in der Tür rief sie: „O, Ihr wartet. Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich habe nur noch ein paar Zeilen an Christof geschrieben."

„Das hätte wohl Zeit gehabt," sagte Friedrich Falkenberg.

Aber der alte Graf nahm dem Einwurf sofort jede Schärfe. Er schob den Stuhl seiner Schwiegertochter etwas zurück und verbeugte sich chevaleresk. „Wir haben gern gewartet, liebe Beate, bitte nimm Platz." Und zum Diener: „Sie können jetzt eingießen."

*

Unterdessen trabte Carla Falkenberg durch den Golzenauer Forst. Sie war während der Regentage nicht draußen gewesen und hatte heute vormittag Axel Wrangel nicht getroffen, nicht in den Wiesen, nicht auf den Kartoffelschlägen, nicht auf dem Hof, den sie mit Absicht auf dem Heimwege gekreuzt hatte. Aber als sie vorhin von der Chaussee auf den Feldweg bei Schlag 19 abbog, war seine Silhouette für einen Augenblick gegen Falkenvorwerk zu am Horizont sichtbar gewesen. Auch er war zu Pferd.

„Wenn er dich sehen wollte, hat er dich gesehen," hatte sie sich gesagt. „Heute kommst du ihm nicht ent-

gegen, heute mag er dich suchen." Und war weiter geritten. Einen weiten Bogen hatte sie gemacht, südlich um das Adolfsruher Gehöft herum, im Schritt hatte sie den Braunen kreuz und quer durch die kahle Heide gelenkt, die Jagen hinauf, die Schneisen hinab. Tief und moorig war hier der Boden, aufgeweicht vom langen Regen. Bis an die Fesseln sank der Gaul oft ein.

Hinter sich hatte Carla gehorcht, aber kein Hufschlag klang.

Da hatte sie die Heide verlassen. Zuerst wollte sie nach Golmitz zurück. Ihr Stolz trotzte auf: mag er dich suchen, wo er will. Wie sie aber im Sonnenschein des frühen Nachmittags über die Felder ritt, rief es in ihr: wie schön ist der Tag noch, was soll ich schon im Schloß und Park, was soll ich da, wo ich doch mit niemand spreche. Im tiefsten Innern wußte sie, daß sie log, sich selbst belog, wußte, daß sie doch nur draußen blieb, weil sie hoffte, ihn noch zu treffen. Ihr Auge suchte, schweifte über die kahlen Schläge, haftete schließlich an den Kronen der Golzenauer Buchen. So lenkte sie hinüber. Wie herrlich mußte es jetzt dort sein, wo nach all der Feuchtigkeit und den kalten Nächten sicher das Laub schon anfing, sich herbstlich zu färben, den ersten Bronzeton bekam.

So war sie jetzt hier im Forst. Wieder ließ sie das Pferd in Schritt fallen. Ja, es war schön hier. Auf den Wegen dunkelte es bereits, schummerte leicht, oben die Wipfel aber lagen noch im Sonnenglanz, wurden rot und gold getupft von den schrägen Strahlen. Letzter Sommer war es — vielleicht schon erster Herbst.

Carla ließ die Zügel lang hängen, daß sie rhythmisch zu beiden Seiten des schlanken Pferdehalses pendelten und die Trensenringe leise klangen. Ganz lose wurde der Pferderücken, die Bewegungen wurden weich, es saß sich so wohlig, so lässig. Die Gedanken wanderten. Was wollte sie hier? Warten? Warten auf was?

Ja, warten auf Axel Wrangel. „Sie werden doch meine Frau." Warum zwang sie dieser Satz?

Sie schloß die Augen. Schritt—Schritt—Schritt machte der Braune. Ganz gleichmäßig. Sie ließ sich wiegen. Und da sah sie ihn deutlich vor sich: schlank und hochgewachsen, das graugrüne Jackett knapp in der Taille, die weiten Breeches, die steifschäftigen engen Röhrenstiefel, in der Hand die kleine Reitpeitsche; hoch sein Gesicht: starkknochig und braungebrannt, den leicht gewölbten, etwas breitgesattelten Rücken der Nase, die klarblauen Augen, hell leuchtend und doch hart; um den Mund diesen Zug leichter Ironie, in dem so viel Eigenwille lag, so viel Selbstüberwindung; sah diesen Mund mit den immer etwas trockenen, spröden Lippen . . .

Jäh schreckte sie auf, riß die Zügel an sich. Der Gaul war gestolpert, wäre fast auf die Knie gefallen. Sie setzte sich zurecht, es war noch einmal gut abgegangen, aber man durfte nicht so leichtsinnig sein, der Boden war zu schlüpfrig. Vorsichtig sein hieß es, aufpassen. Es war überhaupt ein Unsinn, daß sie noch draußen war. Die Dämmerung sank schnell. Warum war sie nicht längst umgekehrt? Warum wartete sie hier immer noch? Sollte er doch bleiben, wo er war. Bei seinem Heu. Bei seinen Kartoffeln. Wie kam er dazu, sich so in ihre Gedanken zu drängen, er — dieser Baron Wrangel, dieser Inspektor. Seinetwegen wäre sie beinahe hingeschlagen, hätte den Braunen womöglich lahm in den Stall gebracht. Eine nette Schande wäre das gewesen. Nein, das sind Sie mir nicht wert, mein Baron Wrangel. Sie können jetzt lange auf mich warten; ich werde andere Wege zu reiten wissen, wie die Ihren!

Fest versammelte sie das Pferd unter sich und wendete.

Da kam er auf sie zu. Nur zwanzig Schritt vor ihr tauchte er auf der Schneise auf.

„Nun gerade nicht!" Halblaut sagte es Carla. Auf der Vorhand machte sie kurz kehrt, legte die Schenkel an und ließ den Braunen zum Galopp anspringen. Es gab auch in dieser Richtung Wege nach Golmitz. Sie kannte den Forst.

Hinter ihr galoppierte Wrangel.

„Mag er," dachte sie, „mag es wieder einmal eine Jagd geben."

Da war er schon neben ihr. „Parieren Sie durch!" Hart, befehlend klang seine Stimme. „Lassen Sie diesen Wahnsinn. Bei solchem Boden und in dieser Dämmerung galoppiert man nicht ohne Grund."

„Ich kann tun, was ich will."

„Das können Sie nicht."

„Wer will es mir verbieten?"

„Ich!"

Hell lachte sie auf.

„Ich befehle Ihnen durchzuparieren, Carla."

„Ich lasse mir nichts befehlen."

Schärfer legte sie die Schenkel an, mit den Sporen trieb sie das Pferd vorwärts. Zorn stieg in ihr auf. Was erdreistete er sich? Wie kam er dazu, sie bei ihrem Vornamen zu nennen. Ihr Herz schlug. Sie fühlte, wie ihr Blut schneller durch die Adern schoß. Ihr Atem jagte.

„Wollen Sie jetzt gehorchen?"

„Nein."

Da beugte er sich seitwärts. Seine Hand griff vor ihre Linke in die Zügel, eisern fest. Der Braune gehorchte der Parade. Er fiel in Trab, fiel in Schritt, stand.

„So muß ich Sie also zwingen, Carla."

„Sie —," noch immer flog ihr Atem —. „Sie — sollen — mich — nicht Carla — nennen!" Stoßweise kamen die Worte.

Er griff nach ihrem Oberarm und umspannte ihn mit seiner Rechten. „Carla, ich suche Sie seit Stunden. Ich habe Sie tagelang nicht allein gesehen. Ich habe keine Lust, länger zu warten. Sie werden heute sprechen."

All ihr Stolz bäumte sich in ihr hoch. Sie zerrte ihren Arm von ihm fort. „Lassen Sie mich los, Baron Wrangel."

„Axel heiße ich."

„Das geht mich nichts an."

„Sie werden mich noch oft so nennen."

„Nie!" Sie schrie es ihm entgegen, wild rüttelte sie an dem Arm, den er umspannte. Da wurde der Braune unter ihr unruhig, sprang zur Seite, sie verlor den Sitz, schwankte im Sattel, glitt . . .

Mit einem Satz war Axel Wrangel vom Pferde, griff geschickt mit seiner Zügelhand in ihre Zügel, faßte beide Gäule und fing sie mit der Rechten auf. Sie standen. Fest hielt er sie, beugte sich über sie. „Sage Axel!"

„Nein."

Dicht war sein Gesicht über dem ihren. „Sage Axel!"

Sie schloß die Augen. „Axel," sagte sie leise. Schlaff hingen ihre Arme herab.

„Sprich weiter . . ."

„Ich kann nicht."

„Du kannst, Carla, hörst du. Du kannst. Sprich!"

Da warf sie den Kopf hoch, sah ihn an.

„Ich hasse dich — verstehst du — ich hasse dich." Sie hob die Arme, packte seine Schultern, wollte ihn zurückstoßen. Aber er stand fest, wie angewachsen. Um seinen Mund spielte ein kleines Lächeln. „Liebe, kleine Carla," sagte er weich.

Da ließ sie ihn los, ballte die Hände vor seinem Gesicht. „Du," preßte sie hervor, „du". Die Zähne schlugen ihr wie im Schüttelfrost aufeinander, ihre Augen wurden klein, die Lider zitterten. Noch einmal richtete sie sich stolz auf, krampfte noch einmal die Fäuste. Dann schlug sie die Arme um seinen Hals.

„Ich liebe dich, Axel."

Und die beiden Pferde standen ruhig und schnoberten Nüster an Nüster in das Dämmern des Abends.

IX.

Fritz Kähl kam in Oberstdorf an. Ein Telegramm hatte nur den Tag seines Eintreffens gemeldet, so erwarteten sie ihn mit dem Mittagszuge, der in Immenstadt Anschluß an den Berlin-Lindauer Schlafwagenzug hatte. Er aber war tags zuvor geschäftlich in Augsburg gewesen, hatte sich dort abends in einen Nachtzug gesetzt und traf schon gegen acht Uhr früh ein. Da lag Oberstdorf noch still.

Langsam pendelte er vom Bahnhof die Dorfstraße hinauf, sah zu den Bergen, zur Höfatz, der spröden Dame, und zum Nebelhorn, blieb zwischen Rathaus und Kirchlein einen Augenblick stehen und sog die noch morgenfrische Alpenluft tief in sich ein: sie war doch schön, die Ruhe hier, die Stille. Vorgestern noch im ewig hetzenden, jagenden Berlin, im Benzingestank und Hupengeheul des Kurfürstendamm, im Schreibmaschinengeklapper, Telephongeklingel und den chemischen Düften der Zimmer-Werke, gestern noch im Getriebe von Besprechungen und Konferenzen bis in die Nacht hinein, und heute hier inmitten der Natur und dem stillen, ruhigen, starken Odem der Bergwelt. Wie schnell der Wechsel war, überwältigend schnell fast . . . Er breitete die Arme. Wie gut das tat. Gewiß, die Arbeit tat auch gut, auch sie macht stark, stark durch den Erfolg. Und ihm war er beschieden gewesen. Sein Mittel war fertig, namenlos noch, nur einnumeriert „Zimmer 709", das schmerzstillende, heilende Asepticum. Nun konnte die Großfabrikation beginnen, die Versuche waren abgeschlossen, der Erfolg sicher. Eine Tat für die Menschheit, hatte es der Geheimrat von Zimmer genannt, als er sich von ihm verabschiedete. „Und nun spannen Sie einmal aus, lieber Dr. Kähl, Sie haben es sich verdient." Ja — er wollte ausspannen, nicht lange, aber doch acht bis vierzehn Tage, bis die Kommission zusammentrat, die endgültig über den Neubau zu beschließen hatte, in dem die Maschinen für die Herstellung seiner beiden neuen Mittel Aufstellung finden sollten.

Fritz Kähl schritt weiter. Da lag der Bayernhof, und wirklich auf der Veranda saßen schon ein paar Gäste beim Frühstück, einige Kellner liefen umher, und die beiden Hotelpagen in ihren bayrisch-blauen Jacken lungerten auf der Eingangstreppe herum.

Es war Fritz nicht nach Begegnungen mit Fremden zu Mute. So bog er ab und trat von rückwärts in den Hotelgarten ein. Zwischen den niedrigen Hecken ging der Weg, das dichte Gebüsch deckte ihn vor den Blicken. Da hörte er Stimmen und sein Gesicht hellte sich auf, er lugte durch das Gezweig: auf einer Bank saß der Vater, und um ihn spielte die kleine Inge, seine Inge. Dem Großvater warf sie den Ball zu, und der warf ihn absichtlich ungeschickt wieder zurück, daß er weit fort in eine andere Richtung flog und die Kleine ihm nachlaufen mußte. Dann schalt sie: „Nicht so, Opapa," und einmal sogar: „Opapa, du bist dumm." Oho! wo war seine gute Erziehung? Aber der Opapa schien die Beleidigung gar nicht zu empfinden, er lachte sogar.

(Fortsetzung folgt)

Einst auf der Lorettohöhe

Von Joachin v. d. Goltz

Ein Kriegsbuch von unerhörter Nähe zum Kampfgeschehen selbst und zum Leiden und Dulden in den vordersten Gräben ist der eben im Verlag Albert Langen-Georg Müller erscheinende Roman „Der Baum von Cléry" von J. v. d. Goltz. Mit Erlaubnis des Verlages bringen wir daraus das ergreifende Kapitel „Einst auf der Lorettohöhe".

Loretto läßt mich nicht los! Es erfüllt meine Gedanken bei Tag und meine Träume in der Nacht. Ich will versuchen, mir dagegen zu helfen, indem ich meine Erlebnisse aufzeichne, so gut ich es vermag.

Ich bin mir bewußt, den entscheidendsten Tag meines Lebens zu nennen, wenn ich niederschreibe: am 2. Februar 1915 meine Ankunft in Angres. Das halbe Jahr Krieg, das hinter mir lag, war ein wildes Hetzen ohne Selbstbesinnung gewesen. Anfangs Märsche, Gefechte, Patrouillen, Nächte im Zelt, Nächte an Lagerfeuern, und immer wieder Märsche, Gefechte unter schrecklichen Verlusten. Dann, seit Oktober, in Artois das erste wütende Ringen um die Gräben. Und ich als Gruppenführer mit meinen paar Leuten tippelnd, sturmlaufend, hungernd, fressend, pennend, hin und her geschmissen, fast ohne Gedanken, ohne eigenen Willen.

Vor fünf Tagen war ich Offizier geworden und durch Korpsbefehl in das Regiment . . . versetzt worden, das seit November auf der Lorettohöhe lag. Ich suchte, es war sechs Uhr morgens, in der Arbeiterkolonie des kleinen Mineurdorfes nach dem Quartier des Regimentsstabes und stand bald darauf vor meinem neuen Kommandeur. Nach kurzer Begrüßung teilte er mir mit, daß er mich zum Führer der fünften Kompanie bestimmt habe.

Ein heißer, freudiger Schreck durchfuhr mich. Vor wenigen Tagen Offizier geworden und nur wenige Wochen einen Zug geführt, zweiundzwanzig Jahre alt, und jetzt auf einen Schlag Führer einer Kompanie!

Unvergeßlich die Ansprache des Kommandeurs an mich und die beiden anderen Leunants, einer vom Train und einer von der Artillerie: „Meine Herren! Sie haben keine leichte Aufgabe. Das Regiment hat gelitten wie kein zweites im Korps, die Mehrzahl der Offiziere ist ausgefallen, es gibt Kompanien, die von Unteroffizieren geführt werden, Zucht und Vertrauen sind in furchtbarer Weise geschwunden. Ich habe vor vierzehn Tagen das Regiment übernommen mit dem Auftrag, Ordnung zu schaffen. Meine Herren, unterstützen Sie mich bei diesem Werk. Glauben Sie an den guten Kern in den Leuten, die nur verwahrlost sind, und suchen Sie durch Ihr Beispiel und mit allen Mitteln das Ehrgefühl wieder zu beleben. Wo es not tut, gehen Sie mit eiserner Strenge vor! Widersetzlichkeit ist an der Tagesordnung. Ich will keine Meldungen mehr für das Kriegsgericht, sehen Sie selbst zu, wie Sie fertig werden. Seien Sie wachsam! Halten Sie den Revolver stets griffbereit, wir haben schon manchen Ueberläufer gehabt, der Feind ist dreißig Schritt vor unseren Gräben."

Ein Blick aus den leuchtenden Augen des kraftvollen jugendlichen Mannes, ein Händedruck, und wir waren entlassen.

Unvergeßlich meine Ankunft abends auf der Lorettohöhe und bei meiner Kompanie.

Schlammtal vor Souchez! Oft hatte ich davon reden hören, und immer in einem Ton des Grauens, aber die Wirklichkeit war schlimmer.

Der Weg von Souchez in die berüchtigte Schlamm-Mulde war nicht weit, aber er genügte, um selbst bei einem frisch Ankommenden alle guten Vorsätze auf die härteste Probe zu stellen. Schritt für Schritt mußte man sich durchkämpfen durch den zähen Kot und das Schlammwasser. Die Schlamm-Mulde am Fuß der Lorettohöhe mit ihren an den Steilhang gelehnten Wellblechbuden und dem kleinen Friedhof, ein trostloser Anblick. Und die Menschen, die aus den Hütten kamen in ihren von einer brüchig gewordenen Lehmkruste steifen Uniformstücken, verfroren, mit eingefallenen Gesichtern, stumpf, abweisend, voll

Mißtrauen gegen mich. Ich kam in die Hütte des Bataillonsführers, der in seinen Mantel gewickelt auf einem Bund Stroh auf der Erde lag. Ich lernte den Mann kennen, der mir zeitlebens teuer sein wird. Er sprach mit mir bis in die Nacht und gab mir Ratschläge. Die Art, wie er von „seinen armen Kerls" sprach, machte starken Eindruck auf mich. Er, der Adjutant und der Unterarzt waren vom ersten Augenblick an wie Freunde zu mir. Unter dem Sang der Granaten, die sich in das Schlammtal einwühlten, im hintersten Winkel meines Loches, in das die Regentropfen hineinsickerten, schlief ich ein.

Bei Tagesgrauen ging ich mit Vizefeldwebel D. die Stellung besichtigen. Eine Viertelstunde brauchten wir, um den fünfzig Schritt langen Laufgraben, der auf die Anhöhe führte, manchmal bis übers Knie einsinkend, zurückzulegen. Dabei brachte ich D. allmählich zum Sprechen und erfuhr, wie unter unsäglichen Mühen in wochenlangem verzweifelten Kampf gegen Schlamm und Schneewasser die Gräben entstanden waren. Als wir oben angelangt waren und in den Stellungsgraben eintraten, erschrak ich. Der Graben war nicht einmal mannshoch, seine Wände durch Pfähle und Latten notdürftig gestützt, die Grabensohle angefüllt mit übelriechendem zähen Schlamm, der sich an einzelnen Stellen zu breiten, grüngelben Lachen gestaut hatte. Ein paar Leute mühten sich, mit Schöpfeimern die Jauche herauszuschaffen und den angestauten Schlamm zu entfernen, indem sie ihn schaufelweise auf die Böschung klatschten. Gebückt, mit dem Stock nach den im Schlamm versunkenen Brettern und Reisigbündeln tastend und uns gegenseitig helfend, wateten wir durch den Graben. Mit Stolz zeigte D. mir einen Unterstand, ein Loch, gerade hoch genug zum Kauern, darin, über dem angesammelten Grundwasser, ein Lattenrost mit ein bißchen fauligem Stroh. Wie unförmige Klumpen, von oben bis unten lehmverschmiert, geduckt hinter der Brüstung standen unsere Posten, die Beine im Schlammwasser, das Gewehr in den klammen Händen. Noch sehe ich die abgezehrten leidenden Gesichter vor mir und ihren hilflos verwunderten Ausdruck bei meiner Anrede.

Wenn ich zurückdenke an meinen Kampf, der nun einsetzte, ergreift mich die Erinnerung an die rührende Willigkeit, mit der die Leute, die anfangs so stumpf und ablehnend gewesen waren, auf mich eingingen. Aber es brauchte Zeit, bis ich das erkannte. Ich mußte viel Ungeduld und Zorn in mir bemeistern lernen. Vor allem mußte ich das Mitleid überwinden. Wer Mitleid hat, ist unfähig zu helfen und unwert zu gebieten.

Der schlimmste Feind, gegen den ich zu kämpfen hatte, war die Hoffnungslosigkeit und wahrhaft trostlose Apathie, der fast alle, auch die kräftigsten Naturen, anheimgefallen waren.

Die Kompanie zählte noch fünfzig Mann. Man war stets acht Tage vorn und vier Tage in Ruhe. Gleich in den ersten Tagen verlor ich K., den besten Unteroffizier und meine einzige Stütze außer D. Zu seinem Nachfolger suchte ich den jungen Gefreiten M. zu erziehen, den Hirtenjungen vom Feldberg, den graziösen und immer fröhlichen Burschen, dessen liebenswürdiges Wesen und modulationsfrohe Stimme uns die schwersten Stunden erleichterte. Welche Freude, ihn hantieren zu sehen, ob er Holz kleinmachte oder einen Kocheimer zum Ofen umarbeitete. Er brachte in unser Elend einen Hauch von Sommersonne und Winterschneesprühen, von zitternden Gräsern in Mittagsglut und den ranken Tannen seiner Heimat.

In einer dunklen und stürmischen Nacht war ich in den Graben hinaufgegangen und fand eine Sappe unbesetzt. Ich hörte ein Geräusch im Drahtverhau. Ich kroch hinaus an einer Stelle, wo der Draht zerfetzt war, und sah die Gestalt eines Mannes, der, schon jenseits des Verhaues, sich in ein Granatloch kauerte. Ich spannte den Revolver und kroch zu ihm hin. Ich sah ein angstverzerrtes Gesicht, aus dem ein Paar weitaufgerissene Augen mich wild und haßvoll anstierten. Komm! raunte ich, die Mündung des Revolvers an seine Stirn setzend. Er rührte sich nicht. Wir lagen nebeneinander, Auge in Auge, ich weiß nicht wie lange. Zum Glück stieg keine Leuchtkugel. Endlich, ich hatte wohl zehnmal mit der Versuchung gekämpft, abzudrücken, gab er nach und sackte zusammen. Gefügig kroch er vor mir her, durch die Gasse im Drahtverhau zurück in den Graben. Der Mann hieß Gottlieb und wurde mit der Zeit einer meiner Getreuesten.

Büchertisch

Die „Kleine Bücherei" im Vormarsch

Es ist wirklich erfreulich zu sehen, mit welch unbeirrbarer Sicherheit der Verlag Albert Langen/Georg Müller seine „Kleine Bücherei" immer weiter ausbaut. Nachdem eben drei Bändchen Kriegsdichtungen zu Ehren des unbekannten deutschen Soldaten erschienen waren, liegen jetzt wieder vier neue Bändchen vor, auf die nachdrücklichst zu verweisen ist als auf die Musterstücke echter volkhafter Dichtung.

Nr. 38. Hermann Claudius: Armantje. Geschichten aus meiner Kindheit.

Diese Kindheitserinnerungen des feinen und stillen Lyrikers Hermann Claudius, der ein Enkel des Matthias Claudius ist, werden sich bald ihren Platz im Herzen des deutschen Volkes erobert haben. Denn der Deutsche erinnert sich gern seiner Kindheit und liest immer wieder die Bücher, in denen die Großen unseres Volkes von ihrer Jugend erzählen.

Nr. 39. Paul Ernst: Gedichte und Sprüche.

Die gewaltige Spanne eines Lebens voll Arbeit und schöpferischer Leistung ist in diesem schmalen Bändchen aus dem Nachlaß des Dichters Paul Ernst mit den Daten ihres verheißungsvollen Anfangs und ihres hohen Endzieles angedeutet. Zwischen dem ersten Jugendgedicht an „Merlin" von 1886 und den letzten, schon von der majestätischen Ruhe des nahenden Todes überschatteten Versen vom April 1933 liegt das vielfältig reiche Lebenswerk dieses Mannes, dem das deutsche Volk unendlich viel zu danken hat.

Nr. 40. Max Mell: Mein Bruder und ich. Den Erinnerungen eines alten Wieners nacherzählt.

Neben des Niederdeutschen Hermann Claudius' Kindheitserinnerungen fügt sich gut der „Kleinen Bücherei" diese psychologisch sehr feine Erzählung des österreichischen Dichters Max Mell ein. Wo aber Claudius ganz schlicht erzählt und aus vielen kleinen Einzelzügen das Bild seliger Kindertage entstehen läßt, da gestaltet Max Mell in strenger künstlerischer Verdichtung im Bilde eines einmaligen Erlebnisses Gefährdung und Rettung eines Knabenschicksals.

Nr. 41. Josef Friedrich Perkonig: Der Schinderhannes zieht übers Gebirg.

Daß deutsches Oesterreichertum aber nicht auf einen Nenner zu bringen ist, zeigt dies folgende Bändchen. Eine echte und rechte Volkserzählung ist es, mit der Josef Friedrich Perkonig, der Kärntner Dichter, zum ersten Mal in der „Kleinen Bücherei" erscheint. In der urkräftigen Sprache der Bergbauern seiner Heimat erzählt Perkonig die Geschichte vom vermeintlichen Schinderhannes.

Die Kleine Bücherei. Band 38—41. Verlag Albert Langen-Georg Müller in München. 1934. Jeder Band in Pappe gebunden M. —.80.

Zeitschriften

Die Galerie, Monatsblätter der internationalen Kunstphotographie. September 1934.

Das ist die beste aller photographischen Zeitschriften; dafür geben die 20 ganzseitigen Bildreproduktionen und der für jeden Photographen hochinteressante Text dieses Heftes wieder einen schönen Beweis. Nachdem die Redaktion den 1. Preisträger des abgelaufenen Preisausschreibens: Ernö Vadas, schweiz. Francs 1000.— für das schönste Bild des ersten Jahrganges der Galerie, bekanntgegeben hat, veranstaltet sie nun ein großes Werbe-Preisausschreiben.

Die Galerie muß jedem Amateur wärmstens empfohlen werden. Probehefte gegen Einsendung von Briefmarken im Werte von ö. S. —.50 und Auskünfte von der Redaktion, Wien V, Hamburgerstraße 4.

Seltsame Brautschau ist der Titel einer Briefnovelle, die die neueste „Hella" (Nr. 25) außer dem neuen großen Filmroman „Scheinwerfer auf Annemarie" bringt. Außerdem: ein umfangreicher Filmquerschnitt über „Zweiter internationaler Filmwettkampf" in Venedig und über den neuesten Nagy-Fritsch-Film „Prinzessin Turandot". Die Modeseiten, eingeführt mit dem neuesten Photo von Lilian Harvey im weißen Staubmantel mit Kristallknöpfen, zeigen Wollmodelle für Vormittag und Nachmittag und neue Straßenmoden. Daneben allgemein interessierende Fragen und Antworten aus dem Gedankenaustausch der „Hella"-Leserinnen. Reich illustrierte Aufsätze: „Neues geschmackvolles Wohnen" (mit vielen praktischen Beispielen) und Bildbericht über die „Benrather Schloßspiele" beschließen dieses Heft.

In Nr. 26 ein Besuch bei der Hürdenweltmeisterin Frau Engelhard, neue Filme und Filmgrößen; für Geselligkeit und Tanz entzückende Wintermoden und für Ruhestunden Jacken und Jäckchen — alles zum Selbstschneidern nach der „Fleißigen Hella", — für Aquarium und Kakteenliebhaber viele neue, bebilderte Anregungen, interessante Urlaubsgrüße von „Hella"-Leserinnen aus aller Welt und außer dem neuen großen Filmroman viel Neues und Schönes für Tanz und Geselligkeit. (Heftpreis 20 Pfg., zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom Beyer-Verlag, Leipzig.)